

Von Tanja Weber sind bereits folgende Titel erschienen:
Mein Herz ist ein wilder Tiger

Über die Autorin:

Tanja Weber, Jahrgang 1966, war im ersten Beruf Theaterdramaturgin, u. a. in Wuppertal, Bochum, Berlin und Hildesheim. Im zweiten Beruf, nach der Geburt zweier Kinder, arbeitete sie als Drehbuchautorin fürs Fernsehen, u. a. für »Verliebt in Berlin« und »Türkisch für Anfänger«. 2011 hat Tanja Weber den ersten Platz im Literaturwettbewerb ihrer Heimatgemeinde Gauting gewonnen. Ihr erster Kriminalroman »Sommersaat« war für den Glauser-Preis nominiert.

TANJA WEBER

**DIE FRAUEN
MEINER FAMILIE**

ROMAN

DROEMER 

Das Gedicht »Sechzig Jahre alt ...« ist entnommen aus:
Johannes R. Becher: Gesammelte Werke, 18 Bände (hrsg. vom
Johannes-R.-Becher-Archiv der Akademie der Künste der Deut-
schen Demokratischen Republik); Band 6: Gedichte 1949–1958

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1973
(Das Werk erschien erstmals 1973 im Aufbau Verlag; Aufbau
ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG.)

Das Zitat von Thomas Mann ist entnommen aus:
Thomas Mann, Gladius Dei, in: Erzählungen Band 1

© Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1975

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Februar 2018
Droemer Taschenbuch
© 2016 Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur GmbH, München
Coverabbildung: akg-images / Erich Lessing;
Stephen Carroll / Trevillion Images
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30614-7

Die Kunst blüht, die Kunst ist an der Herrschaft, die Kunst streckt ihr rosenumwundenes Zepter über die Stadt hin und lächelt. Eine allseitige, respektvolle Anteilnahme an ihrem Gedeihen, eine allseitige, fleißige und hingebungsvolle Übung und Propaganda in ihrem Dienste, ein treuherziger Kultus der Linie, des Schmuckes, der Form, der Sinne, der Schönheit obwaltet ... München leuchtete.

Thomas Mann, Gladius Dei



*München-Schwabing im Jahr 1982, eine weiträumige
Altbauwohnung am Englischen Garten*

Wenn Elsa erwachte, war das Erste, was sie sah, die Frau. Sie musste ihr direkt in die Augen blicken. Ganz gleich ob sie auf der Seite lag oder auf dem Rücken, ihre Augen wurden, kaum hatten sie sich geöffnet, magisch von ihr angezogen.

Manchmal dachte Elsa, dass sie nicht einschlafen konnte, weil sie wusste, dass da die Frau war. Diese bunte, schräge Frau mit den grünen Flecken auf den Wangen und den kohlschwarz umrandeten Augen. Sie dachte, dass die Frau sie beobachtete.

Wie alt mochte die Frau sein? So alt wie Elsas Mutter? Oder eher wie ihre Oma? Sie war seltsam gekleidet, die bunte Frau. Eine weiße Bluse war ihr über beide Schultern gerutscht, und sie versuchte mit einer Hand, jede weitere Entblößung zu verhindern. Dabei lächelte sie. Ihre Haare waren ein schwarzer Haufen, türmten sich dunkel drohend auf dem Kopf. Die Augen saßen nicht wie bei normalen Menschen einfach nebeneinander, sondern schräg und in unterschiedlicher Höhe. Deshalb sah es ein bisschen so aus, als würde die Frau schielen. Eine richtige Nase hatte sie auch nicht, nur zwei Löcher. Und ebendiese bunte Farbe – Flecken im Gesicht.

Elsa fand, dass sie schon besser malen konnte. Sie war sieben, und mit sieben malte man den Leuten keine gelben, roten und grünen Flecken ins Gesicht. Auch eine Nase gelang ihr besser, sie hatte geübt. Meistens zeichnete

sie mit dem Bleistift den Schwung der Nase vor, ebenso den Umriss der Augen. Erst wenn sie ganz zufrieden damit war, begann sie, das Gesicht auszumalen. Das hatte der Mensch, der das Bild mit der Frau gemalt hat, wohl nicht getan. Er hatte einfach drauflosgekleckst. Oder ob ein Kind die Frau gemalt hat? Warum hing das Bild dann aber in einem großen Goldrahmen? Ihre Mutter pinnte die Bilder, die Elsa malte, einfach mit Stecknadeln an die Wand, auch die allerschönsten. Nie käme sie auf die Idee, ein Bild von ihr oder ihrem Bruder Arto in einem Goldrahmen an die Wand zu hängen. Obwohl, dachte Elsa, Artos Bilder sind es auch nicht wert. Er war älter als sie, aber er malte Menschen noch immer als Strichmännchen.

Seit Elsa regelmäßig ihre Großeltern besuchte, musste sie mit dem Bild in einem Zimmer schlafen. Am Anfang hatte sie sich vor dem Bild gegruselt, aber jetzt war es besser. Es wurde von Besuch zu Besuch freundlicher, das Bild. Und jetzt, wo sie schon seit zwei Jahren regelmäßig nach München zu Oma und Opa kam, glaubte sie zu erkennen, wie die bunte Frau sie anlächelte. Manchmal jedenfalls.

Elsa begann, die Frau zu mögen.

Leise klopfte es an die Tür. Gleichzeitig wurde die Klinke heruntergedrückt, und ihre Oma Regine kam herein. Wie jeden Morgen mit einem Glas Orangensaft auf einem kleinen Porzellanteller mit bunten Blüten. Auf jeder Blüte lag ein Gummibärchen, farblich sortiert, so wie Elsa es mochte. Erst wenn sie alle Gummibärchen aufgegessen hatte, musste sie aufstehen und zum Frühstück kommen. Dann gab es Toast mit Honig. Der Honig war in einem Plastikbären. Elsa war begeistert von dem Bären, sie aß

viel zu viel Toast bei Oma und Opa, weil sie es liebte, den Honig aus dem Bauch des Bären zu drücken. Nach dem ersten Besuch vor zwei Jahren hatte Oma ihr den Honigbären geschenkt. Aber als Elsa ihn zu Hause stolz gezeigt hatte, hatte Ricarda, ihre Mutter, nur die Augen verdreht und gesagt, dass im Plastik Giftstoffe seien. Also aß Elsa nur bei Oma und Opa den Honig aus dem Bären. Außerdem gab es hier Toast, nicht das selbstgebackene Brot wie zu Hause. Und Elsa durfte Oma und Opa sagen, sie musste ihre Großeltern nicht beim Vornamen nennen wie ihre Mutter, die niemals Mama hieß, sondern Ricarda.

»Guten Morgen, mein Goldschatz.« Oma strich ihr über das Haar. Sie stellte den kleinen Porzellanteller auf das Nachttischchen, dann setzte sie sich zu Elsa auf das Bett. »Hast du gut geschlafen?«

Elsa schnappte sich ein Gummibärchen und nickte. »Wer hat das Bild gemalt, Oma?« Sie zeigte auf die bunte Frau.

Oma blickte auf das Bild und lächelte sanft. »Wie der Maler heißt, weiß ich nicht, aber ich weiß, wer das auf dem Bild ist.«

»Die bunte Frau?« Elsa war überrascht. Das sollte eine Frau aus Fleisch und Blut gewesen sein?

»Ja.« Oma guckte noch immer das Bild an. »Das ist deine Uroma Anneli. Die Mutter von deinem Opa.«

Elsa betrachtete die Frau nun genauer. Aber sie stellte keine Ähnlichkeit fest, weder mit ihrem Opa noch mit sich selbst. So sah einfach kein normaler Mensch aus.

»Warum ist sie so hässlich?«

Jetzt lachte ihre Oma und stand auf. Sie ging näher an das Bild heran. »Damals hat man so gemalt. Das nennt

man Expressionismus. Deine Uroma war noch ganz jung. Sie kannte den Maler bestimmt. Er hat sie nicht so gemalt, wie sie aussah, wie jedermann sie sah. Sondern so, wie seine Gefühle für sie waren. *Mon amour* heißt das Bild. Meine Liebe.«

Elsa sagte nichts. Sie hatte nicht verstanden, was Oma meinte. Aber sie war völlig fasziniert davon, dass sie mit der Person auf dem Bild verwandt sein sollte.

»Das hier war ihr Zimmer.« Ihre Großmutter drehte sich einmal langsam um die eigene Achse. »Die Wohnung hat ihr gehört. Und als sie ganz alt und krank war, sind Opa und ich hier eingezogen und haben sie gepflegt. In diesem Zimmer hat sie gelebt. Jetzt ist es das Gästezimmer.« Sie lachte wieder. »Aber du bist unser einziger Gast, also ist es ein bisschen dein Zimmer.« Sie ging zur Tür. »Und jetzt schnell, wir wollen doch heute auf die Wiesn.«

Die Wiesn! Elsa beeilte sich, den Saft und die Gummibärchen hinunterzuschlingen, während sie aus dem Nachthemd schlüpfte und sich rasch anzog. Das karierte Sommerkleid sah ein wenig wie ein Dirndl aus, die Großeltern hatten es ihr gestern beim Schlichting gekauft. Dazu die neuen Strümpfe. Weiße Kniestrümpfe mit Lochmuster. Elsa war wahnsinnig stolz auf diese besonderen Strümpfe. Kein Mädchen in der Kommune hatte etwas so Schönes.

Als Elsa fertig angezogen war, stopfte sie die letzten drei Gummibärchen in den Mund und verließ das Zimmer. In der Tür drehte sie sich noch einmal um, sah zu der bunten Frau auf dem Bild.

»Tschüss, Oma«, sagte sie. »Uroma.«

Dann schloss sie die Tür und ging.

*München-Schwabing, Giselastraße,
im November 1912*

Der junge Maler Rudolf Newjatev war im Schaffensrausch. Seine Wangen glühten, er riss sich das ohnehin dünne Hemd, das ihm am mageren Oberkörper schlackerte, noch weiter auf. Die Farbe spritzte nur so von seiner Palette: karmesinrot, ockergelb, tannengrün. Für die Augen. Ihre Augen.

Darüber ein wenig schwarzer Schatten, die Haare, der lange Hals, die Schultern so rund ...

Er warf einen Blick über die Staffelei. Da saß sie und lachte ihn an. Sie.

Haarsträhnen fielen aus dem Knoten auf ihre nackten Schultern herab. Sie trug ihr dünnes Hemdchen wie eine Königin ihre Robe. Stolz streckte sie den Rücken durch, ihre vollen Brüste nach vorne.

Er liebte sie! Newjatev hatte seine Muse gefunden. Im Café Stefanie, drei Monate war es her. Gleich als sie hereingekommen war, hatte er sie bemerkt, durch die Schwaden von Zigaretten und den Dunst der trinkenden, schwitzenden Menschen. Er hatte sie gesehen und sogleich den einen glühenden, den unbedingten Wunsch gehabt: das Mädchen zu malen.

Er konnte seinen Blick nicht von ihr lassen, er sprach sie an, sie war Leidenschaft und Unschuld gleichermaßen. Hier in Schwabing tobte das Leben in den unzähligen Kneipen und Cafés, hier trafen sich die Künstler und Journalisten, Verschwörer und Weltverbesserer. Pläne

wurden geschmiedet – für eine bessere Welt, für ein Ende der Monarchie oder aber nur für den Zeitvertreib.

Es wurde geredet und getrunken, die Frauen waren modern, sie tranken Wein und rauchten, wollten das Wahlrecht und trugen Kleider ohne Korsett, Schwabing war ein wildes Pflaster.

Und das Mädchen staunte. Sie war hungrig nach diesem Leben. Als der junge Maler, der obendrein noch gut aussah, sie ansprach, fragte, ob sie ihm Modell stehen wolle, da zögerte sie nicht lange.

Seit dem Abend im Café Stefanie waren sie unzertrennlich. Die junge Frau hatte den Ihren nicht gesagt, dass sie nicht mehr wiederkommen würde. Hatte ihre Habseligkeiten gepackt und war noch am gleichen Abend zu Rudolf in das Dachatelier gezogen. Es war ein wenig kalt und zugig dort oben, aber sie hatten sich, sie wärmten einander.

Er malte sie, sie liebten sich, er sorgte für sie.

Es kamen andere, Kollegen von Rudolf, Maler auch sie. Bereitwillig stand das Mädchen Modell, immer lachte sie, das Leben konnte so leicht sein.

Sie fragte nicht, woher ihr Geliebter das Geld für Essen, Trinken und Zigaretten hatte, für das Holz im Ofen und die Farben, die er so großzügig über die Leinwände verteilte.

Sie waren füreinander geschaffen, sie und Rudolf.

Hier und heute Abend gelang es dem Künstler, seine wilde Liebe auf die Leinwand zu bannen. Seit Wochen kannte er kein anderes Motiv als nur sie: liegend, im Porträt, von hinten, schlafend. In Röteln, Kohle, Aquarell und Öl.

Aber heute, das spürte Rudolf, floss seine Leidenschaft direkt auf die Leinwand. Er entzündete sie, er spürte seine Liebe wie Lava durch die Finger rinnen.

Als er fertig war, setzte er den Schlussakkord und schrieb »Mon amour, 1912« mit Bleistift auf die Rückseite.

Es war die Erfüllung. Sein Opus magnum. Der Höhepunkt ihrer Liebe.

Von nun an ging es abwärts.

München-Maxvorstadt,
ein Büro in der Briener Straße im Sommer 2014

Elsa starrte auf das Bild. Ihre Augen saugten sich fest an den grüngelben Wangen, dem roten, ach so roten Mund und den schrägen schwarz-grünen Augen ihrer Großmutter. Urgroßmutter. Die Reproduktion war deutlich blasser als das Original, aber dennoch war sie beim Durchscrollen sofort daran hängengeblieben. An *Mon amour*. An ihrer Urgroßmutter. An Anneli Gensheim.

Sie nahm die Lesebrille ab, schloss die Augen, drückte die Fingerspitzen auf die Nasenwurzel. Diesen festsitzenden Schmerz zwischen den Augen wurde sie schon seit Wochen nicht mehr los. Vielleicht kamen die Schmerzen von der Brille. Vielleicht, vielleicht.

Sie setzte die Brille wieder auf, eine dunkelrandige Rodenstock, ein Modell, dessen Anschaffungspreis in keinem Verhältnis zu seiner Bedeutung für sie stand. Elsa hätte sich ebenso gut ein einfaches Nulltarifgestell kaufen können, denn sie wollte nicht wahrhaben, dass sie in einem Alter war, in dem sie auf eine Lesebrille nicht länger verzichten konnte. Ein preisgünstiges, weniger extravagantes Gestell hätte sie herunterspielen können. Nicht so dieses. Es war zu präsent. Aber Hajo war dabei gewesen, er hatte es ihr förmlich aufgezwungen. Er liebte die Strenge, die ihr das Horngestell verlieh.

Elsa hatte nicht widersprochen, sondern sich überreden lassen, und nun verschwand das ungeliebte Brillenmodell

häufiger unter den Papierstapeln auf ihrem Schreibtisch, als dass es auf ihrer Nase saß.

Sie kniff die Augen zusammen und schob sich näher an den Bildschirm. *Mon amour, 1912*, ein Gemälde des Malers Rudolf Newjatev war gestohlen worden. Gemeinsam mit zwei anderen Expressionisten aus einer Antwerpener Galerie, in der es gezeigt wurde.

Elsa öffnete das Dossier, das an alle Mitarbeiter ihrer Abteilung gerichtet war. Frau Dr. Elsa Hannapel arbeitete als Kunsthistorikerin in der für bildende Kunst zuständigen Sparte eines großen Versicherungsunternehmens.

Hastig überflog sie die zusammengestellten Informationen. Es waren nicht allzu viele, das Übliche, wenn es sich um Werke handelte, die in ihrem Wert im unteren Bereich lagen: eine knappe Auflistung des Galeristen über die Eckdaten der gestohlenen Werke, ein Bericht der Polizei, die den Raub am nächsten Tag aufgenommen hatte, sowie eine erste Einschätzung der Zweigstelle in Köln, bei der die Meldung zuerst eingegangen war.

Entstehung 1912, das ging bereits aus dem Titel hervor. Der Maler, Rudolf Newjatev, sagte Elsa zunächst nicht viel. In ihrer Familie hatte es stets geheißen, der Maler sei unbekannt, vermutlich ein Verehrer ihrer Urgroßmutter. Jetzt fiel ihr ein, dass Newjatev als Satellit der Gruppe Blauer Reiter vor gut fünfzehn Jahren wiederentdeckt worden war. Sie hatte das, damals in London, nur am Rande mitbekommen. Expressionismus war nicht ihre Epoche. Ihre Spezialität waren die deutschen Maler des frühen 15. Jahrhunderts. Und dass dieser junge Expressionist, der seine Wiederauferstehung feierte, der Schöpfer des vertrauten Bildes war, war ihr noch weniger in den Sinn gekommen.

Besitzer des Werkes war Deinhard Manker, ein Sammler aus Düsseldorf. Elsa kannte Manker, er war es auch, der die gestohlenen Werke, die alle drei aus seinem Besitz stammten, bei ihrem Unternehmen versichert hatte. Ein bedeutender und seriöser Kunstmäzen, dessen Sammlung vorrangig deutsche Werke von der Jahrhundertwende bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges umfasste. Beckmann und Kirchner waren seine Spezialgebiete, Elsa hatte bereits mit ihm, beziehungsweise seinem Assistenten, zu tun gehabt.

Dass er der Besitzer eines Werkes war, das ihren Großeltern gehört hatte, überraschte sie.

Noch mehr aber überraschte Elsa, dass sie das Bild, das sie die gesamte Kindheit über begleitet hatte, aus den Augen verloren hatte. Wie konnte es sein, dass sie es vergessen hatte? Die bunte Frau. Allein die Erinnerung daran verursachte bei Elsa einen Druck in der Brust und ein enges Gefühl im Hals. Heimweh. Vielleicht Scham. Die Wohnung ihrer Großeltern – sie war über ihre gesamte Kindheit hinweg der wichtigste Zufluchtsort für sie gewesen: die weichen Teppiche auf dem gebohnerten Parkett. Der weiße Lack, der in dicken Schichten die hohen Altbautüren und Fenster überzog. Er glänzte wie poliert, ebenso wie die ziselierten schweren Messinggriffe. In der Wohnung war es immer warm, Elsa durfte in Strümpfen laufen, nur im Winter bekam sie kleine Pantoffeln. Es roch nach Liebe und Fürsorglichkeit, Elsa erinnerte sich an die warmen, aber trocken-faltigen Hände ihrer Großeltern, wenn diese ihr über die Wange streichelten oder beim Spaziergang ihre Hand nahmen. Alles war dort, in der Mandlstraße, so ganz anders als das Leben, das

Elsa mit ihrer Mutter und ihrem Bruder am Chiemsee führte.

An die ersten vier Jahre in Frankfurt hatte Elsa keine Erinnerung, aber auch da hatten sie in einer Wohngemeinschaft gelebt. In einer Stadtwohnung allerdings, nicht auf dem dunklen, feuchten Bauernhof, den die Sannyasins, zu denen auch Ricarda gehörte, gekauft hatten.

Rückblickend empfand Elsa das Leben dort als eine einzige Entbehrung. Dachte sie zurück, fielen ihr klamme Feuchtigkeit und Frieren ein. Ihr fiel der beißende Geruch der Allesbrenner ein, denen mehr dunkler Rauch als Wärme entwich. Die Arbeit im Gemüsegarten, wenn sie die Schnecken absammeln und mit der Schere zerschneiden musste. Und ja, eigentlich war es auch als kleines Mädchen immer nur das gewesen: ein Gefühl von Mangel, Härte, Kargheit.

Es war kein Leben in Schönheit gewesen.

Wenn Elsa sich heute mit ihrem Bruder Arto über ihre Kindheit unterhielt, war es, als wären sie getrennt voneinander aufgewachsen. Arto, zwei Jahre älter als Elsa, erinnerte sich an die wilde Freiheit auf dem Land. Daran, dass es keinen Zaun und keine Grenze gab, an die vielen Tiere auf dem Hof, daran, dass er nie kontrolliert wurde. Es war Elsa dann, als hätte sie das so nie erlebt. Die schönsten und stärksten ihrer Erinnerungen stammten aus den Ferien und den Wochenenden bei ihren Großeltern.

Regine und Julius Schuster waren die Eltern ihres Vaters Lutz. Er wohnte damals noch in Frankfurt, und sie sah ihn fast nie. Dafür sorgte Ricarda, aber auch Lutz zeigte an seiner Tochter kein Interesse. Umso heftiger hatten seine Eltern ihre Enkelin ins Herz geschlossen. Wann

immer Elsa nicht zur Schule gehen musste, durfte sie die Großeltern in Schwabing besuchen. Die Jugendstilvilla, in der sich die weiträumige Wohnung befand, war Elsas Paradies. Sie hatte eines der acht Zimmer ganz für sich allein. Das Bett darin war groß und alt, aus schwerem schwarzem Holz mit kunstvoll geschnitzten Verzierungen, die Elsa mit dem Finger nachzeichnete, wenn sie nicht schlafen konnte. Das Bett stand an der Wand, deren Fenster auf den Englischen Garten hinausging. Nachts hörte sie die Käuzchen schreien, tags sah sie die Eichhörnchen von Baum zu Baum springen. An der Wand, die dem Kopfen- de gegenüber lag, hing das Bild. Als kleines Kind hatte sie es groß gefunden, je älter sie aber wurde, desto mehr schrumpfte es in ihren Augen. Heute schätzte Elsa das Bild auf fünfzig mal fünfzig Zentimeter, ohne den schweren Goldrahmen, der vielleicht zehn Zentimeter stark war. Sie war mit dem Bild ihrer Urgroßmutter aufgewacht und zu Bett gegangen. Anneli Gensheim, der auch das Bett gehört hatte, in dem Elsa schlief. Kaum ein anderer Gegenstand in der geliebten Wohnung ihrer Großeltern war ihr so vertraut wie dieses Gemälde.

Dennoch hatte sie so viele Jahre nicht mehr daran gedacht.

Elsa schämte sich.

Jetzt flackerte es in Pixeln auf dem Bildschirm vor ihr. Das Bild hatte ohne ihr Wissen eine Reise gemacht, den Besitzer gewechselt, und nun war es verschollen. Elsa fühlte sich, als hätte sie ihre Aufsichtspflicht verletzt.

Sie stand auf und ging hinüber zu Marion.

Marion drehte sich nicht einmal um, als Elsa ihr Büro

betrat. Das tat sie nie. Sie war stets angestrengt beschäftigt, zu beschäftigt, um sich ihren Mitarbeitern zuzuwenden. Stattdessen fragte sie. »Was?«

Elsa antwortete in den Rücken der weißen Bluse hinein, die über dem gebeugten Rücken Marions spannte. »Diese Antwerpen-Sache ...«

Ihre Chefin klickte mit der Maus schnell hintereinander verschiedene Fenster auf ihrem Bildschirm durch, bevor sie antwortete. Mit dem Blick am Monitor. »Musst du nicht machen. Kann Frank übernehmen.«

»Nein. Es interessiert mich.«

Marion zuckte mit den Schultern. Elsa lehnte sich an den Türrahmen. Sie überlegte, ob sie etwas hinzufügen sollte. Dass es ihr Bild war. Eigentlich. Und scheinbar doch nicht. Aber während sie im Kopf die Sätze, die sie möglicherweise sagen könnte, zurechtlegte, wusste sie, dass es zu kompliziert war. Zu persönlich. Es würde Marion nicht interessieren.

Diese drehte sich auf dem Stuhl herum, musterte Elsa. Dabei zog sie die kaum vorhandenen Augenbrauen zusammen. »Ist noch was?«

Elsa lächelte. »Nein. Ich mach das dann. Antwerpen.«

Marion nickte, drehte sich aber nicht zurück. Und Elsa stand wie festgenagelt an der Tür.

Obwohl Marion schroff war, schroff, weil sie immer effektiv sein wollte, nicht aus Ignoranz oder Desinteresse, waren sie sich nahe. Sie teilten eine Leidenschaft – die Leidenschaft für Kunstgeschichte. Elsa hatte keine Geheimnisse vor Marion, die Frage hatte sich nie gestellt, sie hätte sich ihr jetzt gerne anvertraut, aber im Moment war sie zu verwirrt. Sie konnte den Vorgang *Mon amour*

nicht einordnen. Sie wusste nicht, wie sie damit umgehen sollte.

Seit zehn Jahren arbeitete Elsa bei der Versicherung, seit zehn Jahren mit Marion als Vorgesetzter. Es war ausgemachte Sache, vor allem von Marion aus, dass Elsa einmal ihre Position einnehmen würde. Marion war um einiges älter, aber sie hatte Elsa, die sich damals nach der Promotion beworben hatte, immer als ebenbürtig behandelt. Hatte ihr von Anfang an klargemacht, dass sie Nüchternheit und Akribie schätzte, und das genau war es, was Elsa glaubte mitzubringen.

Ihre Arbeit war rational, systematisch. Sie suchte, sie grub und wühlte, verglich Dokumente, recherchierte in Archiven, ordnete zu. Kataloge, Quittungen, Transportlisten, Zeitungsberichte, Fotografien. Das war Elsas Gebiet. Sie hatte Erfolgserlebnisse, wenn es ihr gelang, ein längst verloren geglaubtes Werk aufzuspüren. Sie war glücklich, wenn sie ein gestohlenen Kunstwerk wieder seinem Besitzer übergeben konnte. Sie bekam Lob und einen Bonus. Sie war mit Feuereifer bei der Sache, sie konnte manchmal nicht aufhören, wenn der Jagdtrieb sie gepackt hatte, saß bis spät in die Nacht, nahm die Arbeit mit nach Hause.

Aber niemals hatte sie sich von Emotionen leiten lassen. Sie war Wissenschaftlerin. Und sie spürte, dass sie jetzt, was das Bild der bunten Frau betraf, aus der Bahn geworfen wurde. Das war ihr Bild. Ganz gleich wer es wann gekauft hatte, wem es auf dem Papier gehörte, *Mon amour* durfte nicht verlorengehen. Es war ihre Aufgabe, das Bild, das ein Teil von ihr war, zu finden.

Marion drehte sich wieder zu ihrem Bildschirm, Elsa trat den Rückzug an. Sie druckte sich im Büro das Dossier

aus, fuhr den Computer runter und legte Frank, der immer als Erster Feierabend machte, einen gelben Klebezettel auf den Tisch, dass sie Antwerpen übernehmen würde. Dann steckte sie die Unterlagen in ihre Tasche, klopfte bei Marion an den Türstock zum Zeichen, dass sie ging, und verließ das Büro.

Im Hof sperrte sie ihr Fahrrad ab. Als sie sich vornüberbeugte, spürte sie, dass sich die drückenden Schmerzen hinter der Schädeldecke verstärkt hatten. Sie richtete sich auf, um Luft zu holen, ihr wurde daraufhin kurz schwarz vor den Augen. Elsa blieb einige Sekunden auf ihr Fahrrad gestützt stehen, atmete durch die Nase. Sieben, acht Atemzüge lang versuchte sie, sich zu konzentrieren, erst als sie sich stabil genug fühlte, schob sie ihr Hollandrad aus dem Hof.

Sie lief, das Rad schiebend, bis zum Karolinenplatz, ihre Gedanken kreisten stetig um das Bild. Noch nie zuvor war sie so machtvoll in die eigene Vergangenheit geworfen worden. Alles in ihrem Leben war nach vorne gerichtet. Es war immer vorwärtsgegangen im Leben der Frau Dr. Elsa Hannapel. Aber jetzt war das Bild, ihr Familienbild, das ihr so viel bedeutet hatte, vielleicht in den Händen irgendwelcher osteuropäischer Hehlerbanden, aus dem Rahmen geschnitten und sicher nicht fachgerecht transportiert auf dem Weg durch die Schwarzmärkte der Kunst. Es würde irgendwo, in irgendeiner unbekanntem Sammlung verschwinden.

An der Kreuzung Barer Straße fühlte sich Elsa kräftig genug, um aufs Rad zu steigen und sich in den Strom der Fahrradfahrer einzureihen. Sie liebte ihren Arbeitsweg –

jedenfalls sobald sie das von den Nazibauten dominierte Areal hinter sich gelassen hatte – die Kunstroute, die sie zunächst zur Linken am Museum für ägyptische Kunst vorbeiführte, dann der Reihe nach an der Pinakothek der Moderne, dahinter versteckt das Museum Brandhorst, dann folgten die Alte Pinakothek und die Neue. Hier war ihr München ganz nahe, sie hatte sich schon als Studentin in dem Gebiet zwischen Königsplatz, Universität und Englischem Garten am wohlsten gefühlt. Die Stadt öffnete sich ganz weit, das Museumsquartier, die Ludwigstraße, der Hofgarten – es war ihr, als atmete die Stadt an diesen Orten. Weit war sie und groß und ganz Geschichte.

Elsa hatte sich stets wie erhaben gefühlt, wenn sie die Treppen zur Staatsbibliothek erklimmte oder am Odeonsplatz im Café in der Sonne saß. Sie hatte nie verstanden, wie Hajo, ihr Lebensgefährte, der in Potsdam lebte, München als eng und provinziell empfinden konnte.

Heute aber hatte Elsa kein Auge für die Schönheit der Architektur, sie verzichtete auch darauf, die Barer Straße zu verlassen und einen Schlenker zum Neubau der Hochschule für Film und Fernsehen zu machen. Sie hielt auch nicht am Supermarkt, um sich für den Abend einzudecken, Elsa dachte gar nicht darüber nach, ob sie zu Hause etwas zu essen hatte. Sie dachte nur daran, dass sie Lutz anrufen musste. Ihren Vater. Er hatte *Mon amour* damals geerbt, als zuerst Julius und später auch Regine gestorben waren.

Elsa hätte bereits im Büro zum Hörer greifen können, das wäre das Naheliegende gewesen. Aber ihr Verhältnis zu ihrem Vater war nicht so. Sie musste sich konzentrie-

ren, wenn sie mit ihm sprach. Das war der Grund, warum sie ihn so selten anrief. Er dagegen, der augenscheinlich kein Problem hatte, mit ihr zu telefonieren, rief sie nie an. Warum auch? Er hatte Freundinnen, die so alt wie seine Tochter waren, nein, mittlerweile jünger als seine Tochter, und mit denen ihn mehr verband.

»Du meine Güte, Elsa«, sagte Lutz eine halbe Stunde später. »Ich hab's vertickt. Mach doch kein Drama draus.«

Kein Drama. Elsa biss sich auf die Lippe, um nicht zu schreien. Diese betonte Lässigkeit im Ton, in der Wortwahl, Lutz schaffte es immer, sie aus der Reserve zu locken. Sie hatte es doch vorher gewusst. Es war richtig gewesen, ihn nicht sofort, als sie das Dossier im Büro erhalten hatte, anzurufen. Elsa hatte sich auf den Anruf vorbereiten müssen, gerade weil sie im Vorhinein gewusst hatte, was er sagen würde. Hatte sich zusätzlich ein Glas Chardonnay eingeschenkt, die Hälfte davon hastig heruntergestürzt, bevor sie seine Nummer in Südfrankreich wählte. Ebenfalls erwartungsgemäß war eines der jungen Dinger an den Apparat gegangen, mit süßlichem »Allo?!«. Als Elsa schroff nach ihrem Vater gefragt hatte, hatte sie hören können, wie die Freundin ihres Vaters, deren Namen sie selbstverständlich nicht kannte, die ohne Zweifel sehr zierliche Hand über den Hörer gelegt und in überraschtem Tonfall »Ta fille« geflüstert hatte.

Ich hab's vertickt. Diese gespielte Sorglosigkeit, dieses »Ich-hänge-nicht-wie-du-an-den-Dingen«, dieses Verbot jeglicher Sentimentalität von Seiten ihres Vaters – Elsa hätte sofort wieder auflegen müssen, um ihr Seelenheil zu

wahren. Stattdessen trank sie einen weiteren Schluck Wein.

»Trinkst du?« Lutz klang amüsiert.

»Warum?« Elsa bemühte sich, angriffslustig zu sein, um endlich einmal die Oberhand in einem Gespräch mit ihrem Vater zu behalten. »Warum hast du es verkauft?« Ein weinerlicher Ton schlich sich ein. Verdammt!

»Weil ich das Geld brauchte.« Lutz blieb nüchtern.
»Weil ein Freund es haben wollte. Meine Güte, der alte Schinken.«

»Deinhard Manker? Ist ein Freund von dir?«

»Freund. Was ist schon ein Freund?« Wieder dieser belustigte Ton. Lutz war immer darauf bedacht, über den Dingen zu stehen. Vielleicht tat er das auch. »Wir kennen uns. Wir haben uns bei einer dieser Partys getroffen. Er hat ein Haus irgendwo bei Nizza.«

»Und dann habt ihr euch unterhalten, und dir ist eingefallen, ich kann ihm ja das Bild andrehen? War es so?«

Lutz lachte. »So ungefähr.«

Es war Zeit, das Gespräch unverzüglich zu beenden. Aber Elsa konnte einfach nicht aufhören. Sie wollte Lutz verletzen, ihn konfrontieren, ihm ein schlechtes Gewissen machen, obwohl sie wusste, dass nichts, was sie sagte, ihren Vater wirklich traf.

»Es gehört in unsere Familie! Deine Oma ist darauf. Du kannst es doch nicht einfach ...!«

»Ich hab sie kaum gekannt«, unterbrach Lutz sie ungehalten.

Elsa spürte, dass ihn die Lust, sich weiterhin mit ihr zu unterhalten, verlassen hatte. Sein Amusement kippte in Genervtheit.